



ELIZABETH PETERS

Tod auf dem Tempelberg

— *es* —
**DER NEUNZEHNTE FALL
FÜR AMELIA PEABODY**



Weltbild



Im Auftrag der englischen Regierung reisen Amelia Peabody und ihr Mann Emerson 1910 nach Jerusalem. Das Paar soll einen dilettantischen Amateur-Archäologen im Auge behalten, der auf dem Tempelberg nach der Bundeslade sucht. Drei Konfessionen streiten um die sagenumwobene Reliquie. Dann schreckt ein Mord das Ehepaar auf. Und eine schöne Deutsche macht sich verdächtig. Schon bald schweben sie alle in Lebensgefahr.

»Miss Marple mit feministischem Touch und einem Hauch Indiana Jones – einfach wunderbar!« The Guardian

Amelia-Peabody-Reihe (chronologisch)

Im Schatten des Todes
Der Fluch des Pharaonengrabes
Der Mumienstrein
Im Tal der Sphinx
Der Sarg des Pharao
Verloren in der Wüstenstadt
Die Schlange, das Krokodil und der Tod
Der Ring der Pharaonin
Ein Rätsel für Ramses
Die Hüter von Luxor
Der Fluch des Falken
Der Donner des Ra
Der Herr der Schweigenden
Die goldene Göttin
Der Herr des Sturms
Wächter des Himmels
Die Schlangenkronen
Das Königsgrab
Tod auf dem Tempelberg

Elizabeth Peters

Tod auf dem Tempelberg

Roman

Aus dem Amerikanischen von Beate Darius

Weltbild

Die Autorin

Elizabeth Peters wuchs in Illinois auf und promovierte in Ägyptologie am bekannten Institut für Orientalistik an der University of Chicago. Sie gewann alle wichtigen Krimipreise in den USA, unter anderem den Edgar Award. Sie lebt in einem alten Bauernhaus im Westen von Maryland.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel A River in the Sky bei William Morrow, New York

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Elizabeth Peters

Published by Arrangement with Barbara G. Mertz Revocable Trust

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Beate Darius

Copyright der deutschen Übersetzung © 2011 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin. Erschienen im Marion von Schröder Verlag

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-374-9

Für Pat und Allen Ahearn

VORWORT

Dank intensiver – und erfolgreicher – Verhandlungen mit den Erben von Mrs Emerson sieht sich die Herausgeberin in der glücklichen Lage, einen weiteren Band der Memoiren von Amelia Peabody Emerson veröffentlichen zu können. (Der geneigte Leser sei an dieser Stelle auf die chronologische Einordnung hingewiesen: Tod auf dem Tempelberg umfasst Ereignisse aus dem Jahr 1910 und folgt damit auf Wächter des Himmels (1907–08). Der Folgeband ist Der Fluch des Falken (1911).) In den vorliegenden Tagebucheintragungen hat Mrs E. die wahre Identität diverser Akteure noch mehr als sonst im Dunkeln gelassen. Dies ist zum einen wohl der politischen Situation jener Jahre geschuldet, zum anderen dem durchaus verständlichen Ansinnen von Mrs Emerson, Gerichtsprozesse möglichst zu vermeiden. Kenner dieser etwas düsteren Epoche mögen sich an tatsächliche Begebenheiten und/oder Personen erinnert fühlen. Die Herausgeberin betrachtet es nicht als ihre Aufgabe, Aussagen über den Wahrheitsgehalt derartiger Spekulationen zu treffen.

ERSTES KAPITEL

Emerson blickte von dem Wälzer auf, in dem er gerade las.

»Das Alte Testament«, schimpfte er, »ist eine einzige Lügengeschichte – von Anfang bis Ende erstunken und erlogen.«

Auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole: Mein Gatte ist der berühmteste Ägyptologe aller Zeiten. Was ihn nicht davon abhält, bei gewissen Themen eine unorthodoxe Meinung zu vertreten. Dabei hat er gewiss keine Vorurteile, seine kritischen Kommentare treffen ausnahmslos alle großen Weltreligionen und auch etliche von den kleineren. Für gewöhnlich verkneife ich mir jeglichen Protest, denn Widerspruch inspiriert ihn erfahrungsgemäß zu noch ausschweifenderen rhetorischen Höhenflügen. Ich langweilte mich jedoch mit meinem eigenen Lesestoff – irgendein Artikel über die Verneinung der Verbformen in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift für Ägyptische Sprache –, und so überlegte ich krampfhaft, was ich antworten könnte, um eine herzerfrischende Diskussion mit ihm anzuzetteln.

Das Wetter war ungewöhnlich warm, selbst für einen Augusttag in Kent, und die Rosen in dem Gärtchen vor Emersons Arbeitszimmer sahen staubig aus und ließen ihre Blüten hängen. Streng genommen, handelt es sich bei seinem Arbeitszimmer um unsere Bibliothek und um einen der gemütlichsten Räume im ganzen Haus, ein stilvolles Durcheinander aus Büchern und Papierkram, verstreuter Asche aus Emersons Pfeife und Katzenhaaren in sämtlichen Farben und Formen. Alle Familienmitglieder halten sich gern dort auf, obwohl Emerson gelegentlich und ohne großen Erfolg versucht, den Raum mit Beschlag zu belegen. Das macht er auch nur, wenn er Streit sucht und ihm kein besserer Aufhänger einfällt.

Heute Morgen befand sich in der Bibliothek außer dem Professor und mir nur Nefret, unsere Adoptivtochter. Mein Sohn Ramses weilte auf einer archäologischen Exkavation in Palästina; sein Freund David, ein Ägypter, der praktisch zur Familie gehört, war nach Yorkshire gefahren, um bei seiner geliebten Braut zu sein, meiner Nichte Lia.

Wenn ich Unterstützung gebraucht hätte – was nicht der Fall war, da ich meine Diskussionen mit Emerson ohne weiteres allein bestreiten kann –, wäre mir Nefret bestimmt keine Hilfe gewesen.

Auf den ersten Blick hätte man Nefret mit ihrer makellos hellen Haut, den blauen Augen und wunderschönen rotblonden Locken für eine klassische englische Schönheit halten können. Doch die meisten Leute ahnten nicht, dass sie die prägenden Jahre ihrer frühen Jugend in einer entlegenen Oase in der westägyptischen Wüste zugebracht hat, wo nach wie vor die alten Götter verehrt werden. Sie diente dort als Hohepriesterin der Isis, bis wir sie fanden und in das Land ihrer englischen Vorfahren zurückbrachten. Allerdings sind Eindrücke aus der frühen Kindheit sehr hartnäckig, und obwohl ich mir große Mühe gab, sie im Glauben ebendieser Vorfahren zu erziehen, hatte ich wenig Hoffnung auf Erfolg. Im Gegenteil, ich konnte mich dem Eindruck nicht entziehen, dass sie eher mit Emersons religionskritischen Ansichten sympathisierte. Sie besuchte häufiger die

kleine Pyramide, die wir zu Ehren eines jungen Mannes errichten ließen, der bedauerlicherweise bei einem unserer Einsätze verstorben war. Ob sie das aus Dankbarkeit oder in freundschaftlicher Erinnerung tat, hätte ich nicht zu sagen vermocht, aber vielleicht richtete sie dort auch das eine oder andere Gebet an eine der in den dortigen Inschriften erwähnten heidnischen Gottheiten. In das weiche Polster der Couch gekuschelt, spielte sie nun mit einer der Katzen und schaute mich dabei gespannt lächelnd an.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder Emerson zu, der mich ebenfalls anlächelte, aber nicht gespannt, sondern provozierend. Statt für einen direkten Angriff entschied ich mich für eine hintergründige Taktik.

»Ach du liebes bisschen, Emerson, du liest die Bibel? Fühlst du dich nicht gut?«

Aus Emersons Lächeln wurde ein Grinsen, das zwei Reihen gesunder weißer Zähne entblöbte. »Danke der Nachfrage, meine Liebe. Ich versichere dir, ich hab mich nie besser gefühlt.«

Wie zur Bekräftigung dieser Aussage stand er auf und streckte sich, ließ seinen beachtlichen Bizeps spielen. Er hatte die obersten Hemdknöpfe geöffnet und die Ärmel bis zu den Ellbogen hochgerollt, und der weiche Hemdenstoff spannte über seinem durchtrainierten Torso. Sein volles schwarzes Haar war wieder mal zerzaust, und seine blauen Augen schimmerten wie dunkle Saphire. Der Anblick von Emersons eindrucksvoller Statur weckt bei mir regelmäßig starke Emotionen, aber in diesem Fall ließ ich mich nicht ablenken, da ich wirklich neugierig war.

»Weshalb liest du die Bibel, Emerson?«

»Das wirst du gleich herausfinden, Peabody. Es ging um das Alte Testament. Willst du meine diesbezügliche Einschätzung eigentlich unkommentiert im Raum stehen lassen?«

»Tja, was das anbelangt«, konterte ich und lehnte mich entspannt zurück, »so weißt du genauso gut wie ich, dass deine diesbezügliche Einschätzung, gelinde gesagt, unzutreffend und überspitzt ist. Erzähl mir jetzt nicht, du hättest das ganze Alte Testament gelesen. Hand aufs Herz, wie weit bist du gekommen?«

Emerson warf einen Blick auf den Folianten, der aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag. »Genesis und Exodus«, räumte er ein. »Danach wird es verdammt langweilig.«

»Man liest die Bibel nicht zur Unterhaltung, Emerson«, wies ich ihn streng zurecht.

»Teufel noch eins, wieso liest man sie dann überhaupt?«

Bevor ich antworten konnte, klopfte es an der Tür. Rose, unsere überaus tüchtige Haushälterin, steckte vorsichtig den Kopf ins Zimmer und verkündete, das Mittagessen sei fertig. Sie darf Emersons Heiligtum nur betreten, wenn die hygienischen Zustände bedenklich werden und eine Putzaktion dringend erforderlich ist; sie bedachte den Raum mit einem kritischen Blick, rümpfte unbewusst die Nase und schüttelte den Kopf.

Emerson fing ihren Blick auf und meinte hastig: »Wir kommen, Rose. Wir kommen sofort.«

Ein formeller Lunch bei derart warmem Wetter und bloß für uns drei war in meinen Augen reine Zeitverschwendung. Unser Butler Gargery ist da entschieden anderer

Meinung, in erster Linie wohl deswegen, weil er jede sich bietende Gelegenheit dazu nutzt, unsere Gespräche zu belauschen und um seine Diskussionsbeiträge zu bereichern. (Ich ermutige ihn bestimmt nicht dazu, mein Göttergatte hat jedoch absolut kein Feingefühl im Umgang mit dem Personal.) Nachdem er uns kalten Schinken und Salat serviert hatte, erkundigte sich Gargery auch prompt: »Darf ich fragen, Sir und Madam, ob Sie schon Post von Master Ramses bekommen haben?«

Ich hatte unseren Butler mehrfach darum gebeten, den kindischen Titel Master oder Meister wegzulassen. Dafür war unser Sohn inzwischen zu alt, fand ich. Den Spitznamen Ramses hingegen hatte er sich schon in frühester Kindheit eingehandelt, einerseits wegen seines anmaßenden Benehmens und andererseits deswegen, weil er mit seiner olivfarbenen Haut, den dunklen Augen und Haaren viel von einem Ägypter hat – und verflucht wenig von einem Engländer. (Ich bin des Öfteren gefragt worden, woher die Ähnlichkeit stammen mag, sehe jedoch keine Veranlassung, mich in irgendeiner Weise zu rechtfertigen.)

Ich antwortete mit einem knappen Nein, und Emerson, der seine Portion Schinken und Salat bereits verdrückt hatte, fragte unseren kongenialen Butler: »Kennen Sie sich mit dem Alten Testament aus, Gargery?«

»Es ist schon eine geraume Weile her, dass ich mich mit dem Buch der Bücher beschäftigt hab, Sir«, räumte Gargery ein. »Ich weiß noch das mit David und Goliath und wie sich das Rote Meer teilte und ein paar andere solche Geschichten.«

»Geschichten ist der zutreffende Ausdruck«, bekräftigte Emerson. »Es gibt nicht einen wissenschaftlich fundierten Beleg für den ganzen Hokusfokus.«

Das galt mir, nicht Gargery, folglich wähnte ich mich zu einer Antwort genötigt. »Wenn du auf solide historische Tatsachen aus bist, dann musst du die Könige und die Chroniken lesen. Über den Exodus ist zwar viel diskutiert worden – nein, Emerson, ich mag jetzt nicht mit dir darüber streiten –, Fakt ist jedoch, dass die Könige von Israel und Judäa existiert haben. Das ist zweifelsfrei bewiesen.«

Emerson schob seinen Teller beiseite und stützte die Ellbogen auf den Tisch – eine verabscheuungswürdige Angewohnheit, die ich ihm leider nicht austreiben kann. »Ach, tatsächlich, Peabody? Dann nenn mir doch mal ein paar von deinen bewiesenen Fakten.«

Obwohl ich es Emerson gegenüber nie eingeräumt hätte, hatte ich meine Nase schon seit Jahren nicht mehr in das Alte Testament gesteckt. Ich nahm mir fest vor, das Versäumte gleich nach dem Mittagessen nachzuholen. »Da musst du schon selber recherchieren, Emerson. Mir glaubst du ohnehin nicht. Nefret, Liebes, du hast ja gar nichts gegessen, schmeckt es dir nicht? Du kommst mir in den letzten Tagen etwas bedrückt vor. Ist irgendwas?«

Der bemühte Versuch eines Themenwechsels hatte Erfolg. Emerson, der seine Adoptivtochter abgöttisch liebt, musterte Nefret alarmiert.

»Nein. Na ja, ich ... vermissen die Jungs. Natürlich bin ich auch sehr gern mit dir und dem Professor zusammen«, setzte sie hastig hinzu. »Aber nachdem David in Yorkshire ist und Ramses irgendwo in Palästina ...«

»Hast du keinen mehr zum Spielen«, mutmaßte ich milde lächelnd.

Nefret erwiderte mein Lächeln. »So hat es sich vermutlich angehört. Oh, es ist durchaus verständlich, dass David lieber mit Lia zusammen ist; die beiden sind sehr, sehr glücklich miteinander und können es kaum erwarten zu heiraten. Aber warum musste Ramses unbedingt nach Palästina abdampfen? Er könnte wenigstens mal schreiben.«

»Mr Reisners Angebot, ihm bei den Ausgrabungen in Samaria zur Hand zu gehen, war eine glänzende Chance«, wandte ich ein. »Und du weißt, Ramses war nie ein begeisterter Briefeschreiber.«

»Also, wenn Sie mich fragen, Sir und Madam, ich verstehe das auch nicht«, erklärte Gargery, während er den Vanillepudding servierte. »Wir arbeiten doch sonst immer in Ägypten. Wieso wollte Master Ramses ausgerechnet in diese gottlose Gegend?«

»Das Adjektiv ist schlicht unpassend, Gargery, immerhin sprechen wir vom Heiligen Land, der Wiege dreier Weltreligionen. Und«, schob ich nach, »ich kann mich nicht entsinnen, dass ich Sie um einen Kommentar gebeten hätte.«

Gargery blieb von meiner Zurechtweisung völlig unbeeindruckt, in dieser Hinsicht war er inzwischen einiges gewöhnt. Er erklärte stattdessen: »Fakt ist, dass ich mir Sorgen um den Jungen mache, Madam. Sie wissen doch, wie er ist.«

O ja, ich weiß, wie er ist. Ramses ist zweifellos ein Ausnahmetalent, wenn es darum geht, in Schwierigkeiten zu geraten. Es würde zahllose Seiten füllen, von seinen Abenteuern und Missgeschicken zu berichten: So war er beispielsweise einmal auf der Spitze einer Pyramide gekidnappt worden, ein anderes Mal hatte man ihn eine Weile in einem Königsgrab gefangen gehalten, dann wieder hatte er einen Löwen gestohlen ... Wie schon gesagt, die Liste ist lang.

Allerdings muss ich einräumen, dass einige von Ramses' Eskapaden teilweise im Zusammenhang standen mit den Aktivitäten seines Vaters und meiner Wenigkeit, da wir bei unseren Exkavationen bisweilen Kontakt mit diversen kriminellen Elementen hatten – Grabräubern, Fälschern, dem einen oder anderen Mörder und sogar mit einem Meisterverbrecher. Zu meiner Exkulpation darf ich anfügen, dass ich den Jungen nach bestem Wissen und Gewissen beschützte, wie das nur eine Mutter kann. Dass er in einigen Fällen erst in letzter Minute entkommen konnte, war zweifellos stets seiner Waghalsigkeit zu schulden. Auch wenn er mit zunehmender Reife ein bisschen ruhiger geworden ist – inzwischen ist er offiziell mündig –, bin ich zu dem Schluss gelangt, dass ich nicht mehr in der Lage bin, ihn und seinen Aktionsradius zu kontrollieren. Zumindest nicht, wenn er in Gegenden weilte, die sich meinem Aktionsradius entzogen. Ich fragte mich zuweilen, ob Ramses das Angebot in Samaria nicht auch deshalb angenommen hatte, weil ich ihn dort nicht zu fassen bekam.

»Zu Ihrer Information, Gargery«, sagte ich, »Samaria war früher die Hauptstadt der alttestamentarischen Könige. Nach dem Tod Salomos zerbrach das Königreich in Israel im Norden und Judäa im Süden. Die Stadt wurde mehrfach erobert von ... ähm ... unterschiedlichen Aggressoren, zuletzt von den Römern. Der römische Tempel auf der obersten Gesteinsebene – so etwas nennt man in Expertenkreisen Beleglage, also wenn

auf den Ruinen einer Siedlung eine weitere errichtet wird ...«

Wie von mir beabsichtigt, langweilten Gargery meine Ausführungen derart, dass er den Tisch abräumte und sich trollte. Nefret ging es wohl genauso, denn sie bat darum, sich zurückziehen zu dürfen. Emerson verdrückte sich mit den Worten: »Ich weiß, ich weiß, Peabody.« Mir war sonnenklar, dass er schnurstracks in Richtung Bibliothek abdampfte, um dort nachzuschlagen, ob meine Informationen stimmten. Natürlich in der Hoffnung, mich zu widerlegen. Da konnte er lange suchen. Ich hatte mich nämlich bewusst vage gehalten.

Für gewöhnlich kann ich in Emerson lesen wie in einem offenen Buch. Trotzdem wollte mir nicht einleuchten, wieso er sich urplötzlich für ein Thema interessierte, für das er bislang nichts als Häme und Spott übrig gehabt hatte. Und so gönnte ich mir nach dem Lunch ein bisschen Muße, um mein Wissen in puncto Buch der Bücher aufzufrischen. Zumal ich der festen Überzeugung war, dass mein Gatte sich die Heilige Schrift ebenfalls zu Gemüte führte – umso mehr Grund für mich, so schnell wie möglich bibelfest zu werden.

Er kam nicht wieder auf das Thema zurück. Stattdessen informierte er mich am nächsten Morgen, er habe zwei Gäste zum Tee eingeladen. Auf meine Frage, um was für Gäste es sich dabei handele, reagierte er ausweichend. Als ich intensiver nachhakte, traf ich auf bockiges Schweigen. Jedem Tierchen sein Pläsierchen, dachte ich und verfolgte die Sache nicht weiter, dennoch beschlich mich eine gewisse Vorahnung. In Emersons illustrem Bekanntenkreis tummeln sich nämlich arabische Scheichs, nubische Banditen, Diebe unterschiedlicher Nationalität und der eine oder andere Fälscher.

Folglich war ich angenehm überrascht, dass die Gäste sich als unbewaffnet und harmlos erwiesen. Trotzdem gaben sie ein eigenwilliges Gespann ab. Major the Honorable George Morley war so in etwa Ende dreißig, Anfang vierzig. Mittelgroß, mit schütterem mausbraunem Haar, hatte er noch immer die militärische Haltung eines Offiziers, wenngleich seine maßgeschneiderten Anzüge nicht über die Tatsache hinwegtäuschten, dass er als Privatier um die Taille ein paar Pölsterchen angesetzt hatte und überhaupt ganz gut im Futter stand.

Im Gegensatz zu dem stämmigen Morley erweckte sein Begleiter den Eindruck, als würde ihn der erste starke Windstoß buchstäblich umwerfen. Der flaumige Haarkranz, der sein Haupt umwehte, war vermutlich einmal weiß- oder hellblond gewesen. Die Farbe seines Bartes war ähnlich undefinierbar. Der erste Eindruck, der sich mir aufdrängte, war, dass ihm ein Heiligenschein halb im Gesicht klebte. Seine Augen waren von wässrigem Blassblau, eine Farbnuance, die, glaubt man Physiognomikern, charakteristisch für Mystiker und Fanatiker sein soll.

Sein Name war nicht minder gewöhnungsbedürftig. Der Earl of Morley stellte ihn als Reverend Plato Panagopoulos vor. Er trug einen schwarzen Anzug und einen Priesterkragen. Ich erkundigte mich mit dem mir eigenen Taktgefühl, welcher Kirche oder Kongregation er angehöre. Und musste meine Frage wiederholen, bevor er antwortete: »Ich diene dem Allmächtigen Herrgott in seinen mannigfaltigen Manifestationen.«

Danach beschränkte sich sein Beitrag zu der allgemeinen Unterhaltung auf ein gelegentliches Kopfnicken – oder leise zustimmendes Gemurmel, als wir auf das schöne Augustwetter zu sprechen kamen und dass es sicher bald regnen würde. Von Zeit zu Zeit ließ er seinen Blick auf mir oder Nefret ruhen, woraufhin ein feines Lächeln sein schmales Gesicht erwärmte.

Während ich Tee eingoss und Platten mit Gurkensandwiches und Keksen herumreichte, überlegte ich fieberhaft, was zum Teufel Emerson mit dieser Einladung bezweckte. Für gewöhnlich mied er englische Landadlige und weltfremde Exzentriker wie der Teufel das Weihwasser. Nefret – ebenso konsterniert und gelangweilt wie ich – warf mir einen fragenden Blick zu. Ich lächelte und nickte kaum merklich. »Nur Geduld«, lautete meine nonverbale Botschaft. »Emerson rückt noch früh genug damit heraus.«

Ich gestehe jedoch, dass ich in keinster Weise mit dem rechnete, was dann kam.

»Das Alte Testament«, sagte Emerson, dabei fixierte er Morley mit stechendem Blick, »ist eine einzige Lügengeschichte, von vorn bis hinten erstunken und erlogen.«

»Also wirklich, Emerson«, ereiferte ich mich. »Das ist sehr unhöflich gegenüber unseren Gästen, die bestimmt eine gänzlich andere Auffassung von der Heiligen Schrift haben.«

Morley lachte und winkte mit seiner dicken rosa Patschehand ab. »Keine Sorge, Mrs Emerson. Im Übrigen hätte ich aus dem Munde des Professors nichts anderes erwartet. Ich bin hier, um seine Sichtweise zu revidieren, sofern das möglich ist.«

»Na, dann fangen Sie mal an«, sagte Emerson und verschränkte die Arme vor der Brust.

Bevor Mr Morley sich ins Zeug legen konnte, sprang Panagopoulos auf und salbaderte in mehreren Sprachen gleichzeitig drauflos.

Ich erkannte Hebräisch und Latein und wohl auch Altgriechisch; allerdings artikulierte er sich ziemlich zusammenhanglos und mit derart schriller Stimme, dass ich lediglich den einen oder anderen Wortfetzen aufschnappte. Er sah aus wie die Reinkarnation eines alttestamentlichen Propheten: blitzende Augen, wallende Haare und Bart, und rudernde Arme.

»Hölle und Verdammnis«, knirschte Emerson. »Der Kerl hat einen Anfall.«

»Fassen Sie ihn bloß nicht an«, sagte Morley hastig. »Ihm fehlt nichts. Das geht vorüber.«

Und richtig, der Wortschwall stoppte so abrupt, wie er begonnen hatte. Haupt- und Barthaar stellten das Wallen ein, der Reverend nahm wieder Platz und griff nach einem Keks.

»Haben Sie verstanden, was er gesagt hat?«, fragte Morley frostig.

»Jedenfalls klang es wie das unmündige Gestammel der Kinder zu Bethlehem«, antwortete Emerson noch frostiger.

Ich merkte, dass ich den Reverend fassungslos anstarrte (verständlich, oder?), während er seelenruhig sein Schokoladenplätzchen mampfte.

»Sprachen sind nicht unbedingt das Fachgebiet meines Gatten«, bemerkte ich, sobald ich mich wieder gefasst hatte. »Ich hab ein paar Wörter verstanden – oder vielmehr

Namen. Ich glaube, er bezog sich auf die Stadt Zion und die Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar von Babylonien.«

»Sehr gut, Mrs Emerson.« Morley verbeugte sich vor mir und klatschte leise in die Hände.

Emerson funkelte den Reverend an, der sich ruhig und konzentriert durch die Keksschale futterte.

»Ist das etwa Ihr Beweis?«, wollte Emerson wissen. »Die Anfälle eines religiösen Eiferers?«

Die Tür zum Salon sprang einen Spaltbreit auf. Ich tippte spontan darauf, dass Gargery, frustriert von seinen vergeblichen Bemühungen, uns durch die schwere Holzverschalung zu belauschen, die Tür aufgedrückt hatte. Umso verblüffter war ich, als sich Horus durch den Spalt zwängte.

Wir haben jede Menge Katzen, zu viele, würde mancher behaupten. Sie waren Nachkommen eines Katzenpärchens, das wir vor etlichen Jahren aus Ägypten mitgebracht hatten, allesamt schön gezeichnete Tiere mit hohen, spitzen Ohren und äußerst intelligent. Horus war zweifellos einer zu viel und völlig aus der Art geschlagen. Ein Rüpel und Schürzenjäger, mochte er uns genauso wenig leiden wie wir ihn. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund hing Nefret an ihm.

Offenbar hatte er gelernt, wie man Türen aufmacht. Nach einem unverschämten Blick in die Runde schoss er durch den Salon und warf sich neben Nefret auf das Sofa. Er schubste sie beiseite und fläzte sich der Länge nach hin.

»Was für eine schöne Katze«, sagte der Reverend, dessen Stuhl neben der Couch stand. »Komm, Puss, Puss, gute Puss. Möchtest du einen Keks?«

»Schokolade ist nichts für Katzen«, wandte ich ein. Zu spät. Horus sprang auf, schnappte dem Reverend das Plätzchen aus den Fingern und mampfte es. Feuchte Krümel regneten auf das weinrote Samtpolster.

Emerson reichte es definitiv. Er blähte die Nasenflügel und starrte Morley mordlustig an. »Ich hab mich darauf eingelassen, mir Ihren Vorschlag anzuhören, Mr Morley – gegen mein besseres Wissen –, weil Sie behaupteten, Sie hätten solides Beweismaterial, das Ihre These stützt. Bislang kann ich davon nichts erkennen.«

»Das fragliche Material«, erwiderte Morley und holte ein elegant gebundenes Büchlein aus seiner Brusttasche, »enthält unter anderem ein Foto der Schriftenrolle, die ich erwähnte, als wir zuletzt –«

»Fotos, pah«, grummelte Emerson. »Ich möchte die Schriftenrolle selbst sehen.«

»Die Schriftenrolle ist in einem extrem fragilen Zustand, Professor, unmöglich, sie zu transportieren. Mehrere ausgewiesene Autoritäten haben sie begutachtet und ihre Echtheit bestätigt. Sie können gern direkt mit diesen Leuten kommunizieren, wenn Sie möchten.«

»Nein, möchte ich nicht«, erklärte Emerson. »Sogenannte Experten lassen sich genauso leicht kaufen wie jedes andere Gesocks. Im Übrigen hab ich kein Interesse an irgendwelchen biblischen Geschichten oder an den Israeliten – sie waren hinterhältige,

blutrünstige Verbrecher, die sich aus lauter Langeweile gegenseitig die Köpfe einschlugen. Außerdem kann ich Ihr Vorhaben in mehrfacher Hinsicht nicht gutheißen.«

»Welches Vorhaben?«, mischte ich mich ein.

Ich hätte mir die Mühe sparen können. Stattdessen atmete Emerson tief durch und fuhr mit seinem Monolog fort: »Ihrer werten Aufmerksamkeit ist sicher nicht entgangen, dass das fragliche Gebiet, politisch gesehen, ein verflucht unruhiges Pflaster ist. Ihr Vorhaben kann – und wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit – eine Lawine ins Rollen bringen, die den Frieden der gesamten Region gefährdet.«

»Was ...«, brachte ich gerade noch heraus, ehe mir Morley ins Wort fiel. Seine zusammengekniffenen Augen verrieten wachsende Verärgerung, trotzdem – das muss ich zu seiner Verteidigung sagen – blieb er ruhig und sachlich, auch wenn er eine Spur zu laut argumentierte.

»Bei allem gebotenem Respekt, Professor Emerson, aber mit dieser Meinung stehen Sie allein. Ich habe die Erlaubnis der zuständigen Autoritäten, mein Vorhaben auszuführen.« Er nippte vornehm an seiner Teetasse.

»Was für ein Vorhaben denn?«, bohrte ich nach.

Ich kann, wenn es die Situation erfordert, meine Stimme auf eine Lautstärke bringen, die praktisch nicht zu überhören ist. Morley bekam einen Hustenanfall, weil er wohl etwas in den falschen Hals bekommen hatte. Emerson, der aus Erfahrung wusste, dass Ignorieren zwecklos war, antwortete mit einer Vehemenz, die der meinen in nichts nachstand.

»Himmel Donnerwetter noch mal ... Der verrückte Graf plant eine Exkursion nach Jerusalem, weil er die Bundeslade finden will.«

Das Schweigen, das dann folgte, wurde von Nefrets melodischem Gekicher abgelöst.

»Entschuldigung«, murmelte sie, um Fassung bemüht.

»Deine Heiterkeit ist durchaus berechtigt«, grummelte Emerson. »Seit Jahrhunderten wird nach dem verdammten Ding gesucht, geforscht und gegraben. Meinetwegen sollen diese Spinner ruhig weiterbuddeln, kommt sowieso nichts dabei heraus. Aber das ist nicht mein Problem. Mein Problem ist –«

»Sie haben Ihr Problem dargelegt, Professor.« Der Earl of Morley stellte seine Tasse behutsam auf den Unterteller und stand auf. »Ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht vergeuden.«

Obwohl ich Emersons schlechte Manieren prinzipiell verabscheue, war ich diesmal genauso darauf erpicht wie er, unsere Besucher aus dem Haus zu komplimentieren. Ich saß förmlich auf glühenden Kohlen, zumal ich mich innerlich auf einen weiteren Anfall des Reverends gefasst machte. Sein gegenwärtiger Gesichtsausdruck bot Anlass zur Skepsis. Nun blickte er aus tiefer meditativer Versunkenheit von der (leeren) Plätzchenschale auf und fragte: »Gehen wir jetzt?«

Ich geleitete unsere Gäste in die Halle, wo Gargery den Herren mit einer höflich feixenden Verbeugung die Garderobe reichte. Dann drehte sich Morley zu mir um.

»Falls der Professor seine Meinung noch ändern sollte –«

»Wird er Sie bestimmt darüber informieren«, erwiderte ich. »Einen schönen Tag noch.«

Wir gaben uns die Hand, dann streckte ich meine dem Reverend hin. Er nahm sie mit überraschend festem Griff und einem kindlich unbedarften Lächeln.

»Guten Tag, Mrs Emerson. Die Kekse waren ausgezeichnet!«

Gargery folgte mir in den Salon, so dicht, dass er mir fast in die Hacken trat, und begann, im Schneckentempo das Teegeschirr abzuräumen.

Emerson steuerte zum Buffet und goss uns einen Whisky ein.

»Hier, für dich, Peabody. Den haben wir uns nach diesem Kokolores redlich verdient.«

»Dieser Morley hat nicht mehr alle Tassen im Schrank«, rief Nefret. »Himmel, und du hörst dir den Unsinn auch noch an!«

»Ich hatte meine Gründe«, gab Emerson zurück. Er bedachte mich mit einem Seitenblick. »Exzellente Gründe. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Kannst du nicht oder willst du nicht?«, fragte ich spitz. Ein paar Schlückchen von dem göttlichen Getränk, und ich war wieder in meinem Element. In meinem Kopf brauten sich ein paar Ideen zusammen.

»Ich kann nicht«, sagte Emerson gedehnt.

»Zur Geheimhaltung verpflichtet, was?«

»So könnte man es nennen.« Emerson warf mir einen vieldeutigen Blick zu.

»Aha.« Ich nickte.

»He, worüber redet ihr zwei gerade?«, wollte Nefret wissen.

»Ich warte darauf, dass deine Tante Amelia mir in den Mund legt, was sie von mir hören will. Wenn du verstehst, was ich meine, Kleines«, erklärte Emerson.

»Ah, daher weht der Wind«, sagte ich. »Es liegt mir fern, dich zu einem Wortbruch zu animieren. Und dich trifft keine Schuld, wenn ich dir verklickere, was Sache ist, stimmt's?«

»Korrekt«, grinste Emerson.

»Bitte, Madam, ich bin so unheimlich gespannt«, entfuhr es Gargery. »Ich halt das nicht mehr lange aus.«

Es hatte keinen Sinn, Gargery aus dem Zimmer zu schicken, er würde sowieso an der Tür lauschen.

»Verflixt und zugenäht«, murmelte ich in Anlehnung an das Vokabular meines Gatten. »Wieso können sie uns nicht einfach in Ruhe lassen? Ich vermute mal, das Treffen fand letzte Woche statt – als du in London warst, um im Britischen Museum zu recherchieren. Was haben sie dir dieses Mal gegeben? Das Übliche? Smaragdschmuck? Ihre albernen Steine können sie gern behalten.«

»Ich hab nichts bekommen, Peabody. Noch nicht mal die Androhung eines Titels. Offenbar zahlt die königliche Familie nur bei Lieferung.«

»Die königliche Familie«, wiederholte Gargery mit ersterbender Stimme. »Madam ...«

Ich übergab Gargerys Einwurf und richtete meine Worte nur an Nefret. Zwar hatte sie höflich geschwiegen, dennoch hing sie mit ihren großen blauen Augen gespannt an meinen Lippen. »Vor ein paar Jahren konnten wir die inzwischen verstorbene Monarchin in einer delikaten Familienangelegenheit unterstützen. Nach erfolgreicher Mission

bestellte sie Emerson auf Schloss Windsor, wo sie ihm anbot, ihn in den Ritterstand zu erheben – was er natürlich rigoros ablehnte.«

Ich ignorierte das herzerreißende Stöhnen unseres Butlers, der ein unverbesserlicher Snob war. »Darauf schenkte sie ihm den Ring mit dem peinlich großen Smaragd, den du vielleicht schon mal in meiner Schmuckschatulle gesehen hast. Wahrscheinlich hat Ihre Majestät die Geschichte ihren Erben weitererzählt, für den Fall, dass noch einmal eine ähnlich delikate Situation eintritt. Eine ebensolche delikate Situation hat, mutmaße ich, Mr Morley zu seinem heutigen Besuch inspiriert. Anders kann ich mir das nämlich nicht erklären. So, Emerson, jetzt bist du dran. Ich hoffe, Seine Majestät erwartet nicht, dass du dich persönlich auf die Suche nach dem altisraelitischen Heiligtum begibst.«

Eines der Kätzchen schlüpfte ins Zimmer und sprang Nefret auf den Schoß. Sie streichelte es und meinte: »Gibt es diese Bundeslade denn wirklich? Soweit ich mich aus dem Religionsunterricht entsinne, war die Lade ein Kasten aus Akazienholz, der die Gesetzestafeln enthielt, die Moses auf dem Berg Sinai bekommen hat.«

»Die Zehn Gebote«, sagte ich hilfsbereit.

»Stimmt, Tante Amelia. Aber ich dachte, der Professor glaubt nicht an Moses. Oder an den Auszug aus Ägypten. Oder –«

»Das heißt noch lange nicht, dass die Geschichte mit der Bundeslade reine Fiktion ist«, erwiderte Emerson trotzig. Wie gewöhnlich stellte er sich auf die Gegenseite. »Wir wissen, dass Jerusalem von den Babyloniern belagert und erobert wurde. Die Bewohner hat man in die Gefangenschaft geführt. Aber sie hatten noch Zeit –«

Ich fiel ihm ins Wort: »Demnach räumst du ein, dass das Alte Testament keine reine Lügengeschichte ist, sondern durchaus auch Tatsachen enthält. Wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stich lässt, ist der Fall Jerusalems im 2. Buch der Könige erwähnt.«

»Das alles steht auch in den Annalen der Babylonier«, konterte Emerson. »Und das ist eine fundierte historische Quelle, Peabody. Wie ich schon sagte, während der Belagerung hatten die Bewohner noch Zeit, ihre größten Schätze zu verstecken. Die Bundeslade war nur einer davon, wenn auch der bedeutendste. Es gab jede Menge goldener Gegenstände – einen Altar, Kandelaber und Weihrauchgefäße und so weiter. Wer weiß, vielleicht liegen sie immer noch unter den Tempelruinen versteckt?«

»Glaubst du daran, Emerson?«

»Natürlich nicht.« Der Professor winkte ab und wurde ernst. »Jerusalem wurde viele Male eingenommen und belagert. Wenn die Babylonier die Tempelschätze nicht eingesackt haben, war es bestimmt jemand anders. Auf dem Triumphbogen des Titus in Rom sind beispielsweise römische Soldaten abgebildet, die solche Schätze wegschleppen, unter anderem auch eine Menora. Die Äthiopier behaupten, dass die Bundeslade von Salomos Sohn und der Königin von Saba dorthin gebracht wurde. Überall hat man danach geforscht, in Irland, am Berg Sinai und – soweit ich weiß – sogar in Birmingham. Selbst wenn ich eine solche Entdeckung für möglich hielte, würde ich eine Expedition nicht gutheißen, nicht in diesem ausnehmend sensiblen Teil der Welt und schon gar nicht von einem unerfahrenen Stümper.«

»Gargery«, sagte ich mit einem gewissen Nachdruck in der Stimme. »Wäre es möglich, dass Sie das Teegeschirr ein bisschen flotter abräumen? Das Kätzchen wirft sonst noch das Sahnekännchen um.«

Nefret nahm das Kätzchen vom Tisch, und Gargery, der gespannt lauschte und darüber schnöde seine Butlerpflichten vernachlässigte, rief: »Wieso suchen Sie und Madam dann nicht nach dem Schatz, Sir? Sie sind keine Stümper und machen bestimmt einen anständigen Job.«

»Bitte halten Sie sich da raus, Gargery«, sagte ich. »Es ist schwierig genug mit dieser Familie, auch ohne Ihre illustren Einfälle. Ich kann mir offen gestanden nicht vorstellen, was das alles mit der Bundeslade zu tun hat oder warum die britische Regierung ein Interesse an den Plänen eines Abenteurers wie Morley haben sollte.«

»Möchtest du, dass ich es dir erkläre, Peabody?«, erkundigte sich Emerson entwaffnend milde.

»Ich bitte darum, Emerson.«

»Hmpf«, machte Emerson. »Ich gehe davon aus, du bist mit der derzeit schwierigen politischen Situation im östlichen Mittelmeerraum vertraut?«

»Ich aber nicht, Sir«, warf Gargery hastig ein.

»Ich auch nicht«, räumte Nefret ein.

»Du musst mehr lesen, damit du bezüglich der aktuellen politischen Lage auf dem Laufenden bleibst«, merkte ich streng an. Emerson, der den Mund aufgemacht hatte, schloss ihn unverrichteter Dinge wieder.

»Palästina ist, wie wir alle wissen, ein Teil des einst mächtigen Osmanischen Reiches, das während des sechzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung den gesamten mittleren Osten, Nordafrika und Teile Osteuropas beherrschte«, führte ich aus. »Wie alle Weltreiche, die auf Eroberung und brutale Unterwerfung setzen, konnte es nicht überdauern; es verlor immer mehr Gebiete, und gegenwärtig hält nur noch die Unterstützung von England und Frankreich den Sultan auf seinem Thron in Konstantinopel. Diese beiden fürchten einen Kollaps des alternden Riesen, der Deutschland und Russland die Türen nach Osten öffnen würde.«

»Sehr ausschweifend umschrieben«, bemerkte Emerson, der nur darauf gewartet hatte, dass mir die Puste ausging. »Um es mal anders zu formulieren, Nefret und Gargery: Der alternde Riese ist verrottet bis ins Mark. Provinzen wie Syrien und Palästina versinken in Armut und Korruption. Das Elend der Menschen tangiert England und Frankreich höchstens peripher, die machen sich bloß Sorgen, weil die Deutschen in den letzten zehn Jahren in dieser Region enorm an Einfluss gewonnen haben. Als Wilhelm II. Konstantinopel und Jerusalem besuchte, wurde er wie ein großer Held und Eroberer gefeiert. Die Deutschen bauen gerade eine Eisenbahnlinie von Damaskus nach Mekka, und man darf davon ausgehen, dass sie das bestimmt nicht aus altruistischen Motiven tun. Wenn ein Krieg ausbrechen sollte ...«

»Ein Krieg!«, kreischte Nefret. »Und Ramses ist dort, im größten Chaos?«

»Mach dir bloß keine Sorgen um deinen Bruder«, erwiderte Emerson milde gereizt. »Es

wird keinen Krieg geben, wenigstens in den nächsten Jahren nicht. Andererseits ist das natürlich nicht auszuschließen, und Deutschland trifft bereits Vorkehrungen – wie etwa die fragliche Eisenbahnlinie. Durchaus nützlich, um Truppen und Nachschub zu transportieren.«

Mit dieser Rede wollte er Nefret bestimmt beruhigen. Wie nicht anders zu erwarten, erreichte er das Gegenteil. »Krieg hin oder her, wenn es einer schafft, mitten hineinzugeraten in einen Konflikt, dann Ramses«, erklärte sie mit Bestimmtheit. »Wenn die Situation so instabil ist ...«

»Unsinn«, versetzte ich. »Samaria – oder auch Sebastia, wie es heute heißt – liegt nicht in der Gegend, wo die Deutschen arbeiten, und Mr Reisner ist ein verantwortungsbewusster Mann. Der Professor hält ihn übrigens für einen der qualifiziertesten Ägyptologen der jüngeren Generation.«

»Hmpf.«

»Das heißt, wenn er überhaupt irgendeinen anderen Ägyptologen für qualifiziert halten würde«, schob ich nach.

»Er ist nicht schlecht«, meinte Emerson gedehnt. »Obwohl er sich nach meinem Dafürhalten mit seinen Ausgrabungen in Gizeh und im Sudan genug zugemutet hat. Aber nein, er muss auch noch die Federführung übernehmen in einem Gebiet, von dem er keine Ahnung hat –«

»Reisner würde argumentieren, dass die Basistechniken der Exkavation in allen Teilen der Welt identisch sind«, fiel ich dem Professor ins Wort.

»Hmpf«, brummte Emerson. »Na ja.«

Angesichts seiner ausweichenden Reaktion hätten bei mir sämtliche Alarmglocken schrillen müssen. Zu meiner Verteidigung möchte ich anführen, dass mir in erster Linie daran gelegen war, Nefret zu beruhigen. »George Reisner ist ein erfahrener Archäologe, der nur für seine Arbeit lebt. In seiner Obhut kann Ramses gar nichts passieren.«

Aus Manuskript H

Ramses hatte schon eine ganze Weile gemerkt, dass ihn jemand verfolgte. Der Nachthimmel war bedeckt, die Bäume in dem Olivenhain, den er durchquerte, warfen tiefe Schatten. Aber die leisen Geräusche waren unverkennbar. Da war es wieder. Er verlangsamte seine Schritte und spitzte die Ohren. Der Angriff traf ihn völlig unerwartet, nicht hinterrücks, sondern direkt von vorn. Ein leises Sirren in der Luft und ein zuckender Schatten auf dem Weg vor ihm ließen ihn sich reflexartig ducken. Das entpuppte sich als falsche Entscheidung; statt ihn an der Brust oder Schulter zu treffen, erwischte ihn das Ding an der Schläfe, so heftig, dass er das Gleichgewicht verlor und zur Seite kippte. Benommen und orientierungslos robbte er auf Händen und Knien zwischen die knorrigen Stämme der Bäume, wo er liegen blieb und lauschte. Und darauf wartete, dass der Schmerz in seinem Kopf erträglich wurde.

Kein Laut, außer den Geräuschen der Nacht.

»Verdammt«, zischte Ramses leise.

Es war genau wie beim letzten Überfall – ein Wurfgegenstand, dann gab jemand hastig Fersengeld. Der einzige Unterschied war, dass es dieses Mal zwei gewesen waren: Einer hatte ihn abgelenkt, während der andere ihm heimlich aufgelauert hatte. Ramses hatte gehofft, den Angreifer diesmal zu erwischen oder wenigstens einen Blick auf ihn erhaschen zu können.

Er kehrte auf den Weg zurück und knipste seine Taschenlampe an. Seine Lippen spitzten sich zu einem stummen Pfiff, als er den Stein wahrte, der ihn getroffen hatte. Er war so groß wie sein Kopf. Wenn der ihn voll im Gesicht erwischt hätte ... Ein vorsätzlicher Mordversuch?

Das wohl eher nicht, tippte er. Der Kerl hatte grottenschlecht gezielt, und wenn es ihm um Mord gegangen wäre, hätte er bestimmt zum Gewehr gegriffen. Beim ersten Mal hatte der Stein Ramses am Rücken getroffen, das war zwar schmerzhaft gewesen, aber ansonsten harmlos.

Er nahm den Stein und ging weiter. Keine Menschenseele weit und breit, bloß ein paar Dorfhunde. Als sich das Wäldchen lichtete, sah er die Lichter der Häuser von Sebastia. Die meisten Fenster waren dunkel; in diesem Teil der Welt gingen die Menschen früh zu Bett, denn Lampenöl war teuer. Am hellsten erleuchtet war das Haus, das Reisner für diese Saison gemietet hatte. Sein Chef arbeitete noch. Ramses blieb vor der Eingangstür stehen und wühlte in seinen Jackentaschen. Er fand ein schmutziges Taschentuch und wuschte sich damit das Blut von der Wange.

Als er ins Zimmer glitt, sah Reisner nicht mal auf.

»Sie waren eine ganze Weile weg«, bemerkte der Archäologe, während er sich Notizen auf einem Blatt machte, das vor ihm auf dem Tisch lag.

»Tut mir leid, dass es so spät geworden ist.«

Clarence Fisher, Reisners Stellvertreter, lag auf dem Diwan. Er setzte sich auf und streckte sich. »Und, was haben Sie uns mitgebracht?«

Ich hätte es wissen müssen, dachte Ramses. Statt zu fragen: »Was ist denn mit Ihnen passiert?«, geht er davon aus, dass ich ihm irgendein Artefakt bringe. Die Platzwunde hatte zwar aufgehört zu bluten, aber seine Wange war blutverkrustet, seine Kleider voller Staub, an seinen Haaren klebte Laub. Er gab Fisher den Stein und ließ sich in einen Sessel sinken.

»Der ist von der Ausgrabung«, konstatierte Fisher, nachdem er auf einer Seite des Steins Reste eines Reliefs entdeckt hatte. »Wieso waren Sie heute Nacht noch auf dem Grabungsgelände?«

»War ich gar nicht. Ich wurde vor ein paar Minuten überfallen, auf dem Rückweg zum Haus.«

Reisner legte seinen Stift beiseite und lehnte sich im Sessel zurück. Seine Blicke schweiften über Ramses' ramponierte Erscheinung. »Nicht schon wieder!«, seufzte er.

»Entschuldigung.«

»Nein, ich muss mich entschuldigen.« Reisners breites Grinsen entblößte ein großes kräftiges Gebiss. »Meine Bemerkung eben war nicht wirklich passend. Sind Sie verletzt?«